

Das Corona-Brennglas

Beitrag von Dr. Denise Reitzenstein

Der „Tag der Legasthenie und Dyskalkulie“ am 30. September 2020, der gemeinsam vom BVL und der Deutschen Kinderhilfe ins Leben gerufen wurde, steht unter dem Eindruck der Corona-Pandemie. Auch unser Weg als begleitende Eltern eines Kindes mit Legasthenie und Dyskalkulie war von der COVID-19-Krise geprägt. Nach der Diagnose zu Beginn des Jahres 2020 sahen wir uns vor der Aufgabe, die therapeutischen und schulischen Weichen zu stellen, um den Stärken und Schwächen unserer Tochter in angemessener Weise zu begegnen. Die Stärken und Schwächen des Regelschulsystems offenbarte uns in unserem ganz konkreten Fall das Corona-Brennglas, in Medienberichten sinnbildlich geworden für die Sichtbarmachung von Strukturproblemen durch die Pandemie-Krise, vor allem von solchen des Bildungssystems.

Um den Jahreswechsel 2019/20 hatten wir unsere Tochter, Schülerin in der 2. Klasse einer Münchner Grundschule in einem Stadtteil mit überwiegend gut situierten Haushalten, bei einem Spezialisten umfassend lern- und entwicklungspsychologisch testen lassen. Ihre Schwierigkeiten im Umgang mit räumlicher Vorstellung und Zahlen waren seit der Kindergartenzeit aufgefallen, aber weder Erzieherinnen noch Kinderärzte brachten zu diesem Zeitpunkt den Begriff der Dyskalkulie ins Spiel. Auch der Bedarf einer Sehhilfe wurde erst spät erkannt. Schon in der 1. Klasse waren Probleme im Rechnen evident. Nicht die Schule, sondern der Austausch mit anderen Eltern, deren Kinder ebenfalls von einer Rechenschwäche betroffen sind, stieß eine Testung an. Sie ergab nicht nur die Diagnose einer Dyskalkulie, sondern auch der Legasthenie, was, wie man uns bereits im Vorgespräch der Testung andeutete, häufig mit einer Rechenschwäche korreliert.

In der weiteren Verwandtschaft gab es bereits den Fall einer diagnostizierten Dyskalkulie und Legasthenie. Dennoch waren wir als Eltern Neulinge auf diesem Gebiet – und zu unserer Überraschung schien auch die Grundschule unserer Tochter hier Neuling zu sein. Beratung und Hilfe waren enge Grenzen gesetzt. Das überraschte uns insofern, als dass, wann immer ich mit Eltern der nachfolgenden Jahrgangsstufen über die Diagnose sprach, ich immer wieder auf andere Eltern stieß, deren Kinder ebenfalls von leichteren oder schwereren Formen der Legasthenie und/oder Dyskalkulie betroffen sind. Die Themen Legasthenie und Dyskalkulie konnte also der Schule so neu nicht sein.

Das Attest über beide Beeinträchtigungen erreichte uns just in der Woche irgendwann nach dem Halbjahreswechsel, als in der 2. Klasse die Benotung von Tests und Proben begann. Es stellte für uns als Eltern bereits eine Erleichterung

dar zu wissen, dass zumindest die Legasthenie für bestimmte Teilleistungen einen Notenschutz mit sich brachte. Warum er nicht für Dyskalkulie gewährt wird, ist, wenn man ein betroffenes Kind begleitet, nicht nachvollziehbar. Wenn dann die Rechenschwäche auch noch in Kombination mit einer Lese- und Rechtschreibstörung vorliegt, werden auch einzelne Themen und Proben im Heimat- und Sachunterricht zur besonderen Hürde: Wenn schon viele Monatsnamen hohe Konzentration hinsichtlich Orthographie abverlangen, ist die Kombination im „Rechnen“ mit vorangehenden oder übernächsten Monaten mal als Monatsname, mal als Ziffer eine besondere Herausforderung, insbesondere wenn zugleich Unsicherheit bei der Orientierung im „Zahlenstrahl“ vorliegt. Auf die Note 5 in der ersten (und coronabedingt bislang einzigen) benoteten Probe zum Thema Kalender reagierten wir entsprechend gelassen.

Zu diesem Zeitpunkt ahnten wir als Eltern noch nicht, dass wir durch die Einschränkungen infolge der sich ausbreitenden Corona-Pandemie die Frage nach dem schulischen Werdegang vorerst zurückstellen würden müssen. Glücklicherweise hatte unsere Tochter kurz vor dem coronabedingten Lockdown noch den ersten (und bisher einzigen Präsenz-)Termin bei einer Therapeutin. Die gesundheitspolitischen Maßnahmen als Antwort auf die Corona-Pandemie schienen die Bemühungen um eine Therapie zunächst auf unbestimmte Zeit zu verzögern. Doch nach zwei Wochen konnte die Therapie via Videokonferenz fortgesetzt bzw. so richtig aufgenommen werden, und mit der Therapeutin stand uns immer auch eine kompetente Ansprechpartnerin zur Seite. Ein Gespräch darüber, wie und mit welchen Maßnahmen die Schule auf das ärztliche Attest mit seinen Handlungsempfehlungen für die Lehrkräfte reagieren würde, war dagegen mit dem Home-Schooling auf Eis gelegt.

So erteilte unsere Tochter dann unverhofft ein ganz anderer Notenschutz wenige Tage nach Rückgabe der ersten benoteten Prüfung im Heimat- und Sachunterricht: denjenigen durch den Corona-Lockdown und das Home-Schooling. Die Zentrierung um die Kernfächer Mathematik und Deutsch sowie in deutlich geringerem Umfang Heimat- und Sachunterricht richtete die Aufmerksamkeit auf die „Problemfelder“ des Lernens, während musische und andere Inhalte zumindest seitens der Schule nicht mehr angeboten wurden. Diese Einengung erschien mir zwar einerseits nachvollziehbar, andererseits bedauerte ich für die Kinder das Fehlen etwa von Religions- und Ethikunterricht in der Corona-Situation, die besonders in der Anfangszeit in den Medien von Katastrophenstimmung gekennzeichnet war und sich nicht vor den Kindern verbergen ließ.

Die Terminfindung für die Therapiestunden war durch das Home-Schooling allerdings leichter geworden. Schulische Arbeitsaufträge konnten nun flexibel

über den Tag verteilt und so Online-Therapietermine regelmäßig am Vormittag eingerichtet werden. Für uns als voll berufstätige Eltern war diese Flexibilität nur möglich, weil für uns Arbeit im Home-Office und zu Randzeiten am frühen Morgen, späten Abend oder Wochenende nicht neu war – und vor allem, weil mein Mann und ich uns die Betreuung der Kinder aufgeteilt haben.

So konnten wir unsere jüngere Tochter angesichts von Legasthenie und Dyskalkulie bei der Bewältigung der Wochenpläne unterstützen und hatten mehr Zeit für gezieltes Üben; das galt im Übrigen auch für die ältere Tochter, die in der Schule eher unter ihrer „Eukalkulie“ litt. Schon bald hatten wir das Gefühl, dass unsere jüngere Tochter im Home-Schooling sogar richtig aufblühte und tolle Fortschritte machte. Gleichzeitig machten wir uns Gedanken, wie wir diesen Schwung auch in die Zeit nach den Corona-Einschränkungen und bei der Rückkehr zum Präsenzunterricht in der Schule beibehalten würden können.

Mit der Grundschule unserer Tochter suchte ich den Dialog über die schulische Zukunft. Von der gebundenen Ganztagesklasse, die sie dort in der Zeit „vor Corona“ besuchte, hatten wir uns mehr Möglichkeiten der Förderung erwartet. Das Gegenteil war aber der Fall: Durch den gebundenen Ganztage endete die Schule montags bis donnerstags erst um 15.30 Uhr, in der Schule unerledigte Arbeitsblätter türmten sich, dazu kam die Herausforderung, Förder- und Therapiemaßnahmen in der verbliebenen Freizeit unterzubringen. In der Corona-Zeit schränkten Beratungslehrkräfte und Schulpsycholog*innen ihr Angebot ein, wie wir trotz Nachfrage feststellen mussten – statt es zu erweitern, da von der Pandemie ausgehende Ängste und Nöte für Familien eigentlich einen erhöhten Beratungsbedarf erwarten ließ. Ein Gespräch mit der Schulleitung brachte weder konstruktive Impulse noch Perspektiven.

Der Klassenleitung kann und will ich keinen Vorwurf machen: Sie hat sich nach Kräften und engagiert bemüht, unsere Tochter in der Klassengemeinschaft zu unterstützen und immer auch ihr emotionales Wohlergehen im Auge behalten. Sie hatte unserer Tochter zudem schon vor der Diagnose vergrößerte Arbeitsblätter zur Verfügung gestellt – allerdings eher als Reaktion auf eine bestehende nicht gravierende Kurzsichtigkeit unserer Tochter. Das Bemühen und Engagement hing hier allerdings an den Qualitäten einer Einzelperson und ist nicht institutionell verankert.

Vom Aktionstag und der Kampagne „Bessere Bildungschancen für Kinder mit Legasthenie und Dyskalkulie“ erhoffe ich mir, dass Regelschulen, die sich bislang noch wenig mit dem Thema Legasthenie und Dyskalkulie beschäftigt haben, ein größeres Bewusstsein für die Problematik entwickeln und überhaupt mehr Kenntnisse dazu erlangen, um Familien mit betroffenen Kindern im Schulalltag begleiten und bei Fragen besser beraten zu können. In der Lehramtsausbildung sollte die Thematik ein stärkeres Gewicht erhalten, denn

bei Lehramtsanwärter*innen und jungen Lehrer*innen an der Regelschule ist oft kein Vorwissen zur Legasthenie und Dyskalkulie vorhanden. Die Trennung zwischen Sonderpädagogik und Fachdidaktik ist sicher nicht förderlich.

Voraussetzung ist allerdings auch eine gesamtgesellschaftliche Sensibilisierung und ein größerer politischer Wille, Kinder mit Einschränkungen – mit Legasthenie oder Dyskalkulie, aber auch mit anderen physischen, kognitiven oder sozialen Einschränkungen – nicht pauschal nur auf ihre Mängel zu reduzieren und sie so erst zu Mängelwesen zu machen. In der Schule ist die „Einsortierung“ in die Schublade mit der Note 5 oder 6 sichtbares Zeichen dieser Reduzierung eines Menschen auf einen Mangel, dessen Ursache er weder verschuldet noch zu verantworten hat. Gerade Kinder haben hier noch begrenzte Möglichkeiten der Differenzierung zwischen einem Urteil über eine Teilleistung oder den Bezug auf sie selbst als Person. Das gilt für die betroffenen Kinder, aber auch für die Wahrnehmung durch nicht betroffene Kinder.

Vermeehrt sollte auf die Stärken dieser Kinder geblickt werden – nach den sozialen oder musischen Kompetenzen unserer Tochter fragen uns institutionalisierte Einrichtungen wie Regelschulen oder Akteure aus dem medizinischen Bereich selten oder gar nicht. Wie von diesen Stärken ausgehend Lösungen entwickelt werden können, um die Herausforderungen der Legasthenie und Dyskalkulie zu überwinden, trägt nicht nur zur Förderung des einzelnen Individuums bei, sondern ist sichtbarer Beitrag zu einer Gesellschaft, die eine Diversität ihrer Mitglieder mit Kreativität und Leistungsvermögen vereint und zu nutzen weiß.

Dr. Denise Reitzenstein